

■ Humor ist ein Mittel der Salutogenese.

die dem einen wie dem anderen in unterschiedlicher Ausprägung einzig durch die Zugehörigkeit zum Menschengeschlecht unvermeidbar ein Leben lang anhängen. Nicht das narzisstische Gefühl der Überlegenheit anderen gegenüber ist unser Ziel, sondern eine Haltung der selbstbewussten Toleranz.

Humor ist also meines Erachtens sogar im heiligen Gral der psychoanalytischen Psychotherapie als ein – in manchen Therapiesituationen vorsichtig, in anderen reichlich, in wieder anderen praktisch unverzichtbar anzuwendendes Mittel einzusetzen und zu integrieren: Humor verdichtet komplexe psychologische Abläufe, er macht verdrängte Antithesen in kathartischer Exposition sichtbar; er weicht scheinbare

Stärken auf, die in Wirklichkeit Abwehr sind, er integriert persönliche Schwächen widerspruchsarm ins Selbstbewusstsein. Humor stellt uns Inseln negativer Entropie als Gegenpol zum unaufhaltbaren Verfall zur Verfügung, Humor ist ein Mittel der Salutogenese. Letztlich ist der Humor ein Mittel, Menschen emotionell und wissend zu synchronisieren, damit neurotische Abhängigkeiten zu beenden und so die Chance darauf zu erhöhen, dass therapeutische Erkenntnis auch handlungsrelevant wird. Denn: „*Ich kann nicht sagen, ob es besser wird, wenn es anders wird – aber ich kann sagen, dass etwas anderes versucht werden muss, wenn es besser werden soll*“ (Lichtenberg), oder „*es gibt nichts Gutes, außer man tut es*“ (Wildgans)!



„Ohne Angst und ohne Andacht auf die Welt schauen“

■ ADOLF HOLL

Adolf Holl studierte katholische Theologie und Philosophie in Wien, von 1953 bis 1972 Tätigkeit als Kaplan und Religionslehrer. Konflikte mit der Kirchenbehörde führten 1973 zum Entzug der kirchlichen Lehrbefugnis. 1976 wurde Holl die Ausübung der priesterlichen Funktionen untersagt. Univ.-Doz. für Religionswissenschaft an der Universität Wien. Lebt als freier Schriftsteller und Publizist in Wien.

Im Jahr 1954, ein für abergläubige Menschen wie mich ein Wink des Himmels, stießen zwei oberägyptische Bauern beim Graben nach Humuserde auf ein tönernes Gefäß, mit Bitumen versiegelt und voll von Kuverts aus Ziegenleder. In den Kuverts fanden sich koptische Schriften, die nach und nach in Kairo auftauchten und die Fachwelt in Aufregung versetzten. Es handelte sich um frühchristliches Gedankengut, das mittlerweile ediert und kommentiert worden ist. In einem dieser Texte, der Koptischen Petrus-Apokalypse, ist folgende Passage zu lesen:

„Nachdem der Erlöser dies gesagt hatte, erschien es mir, als würde er von oben ergriffen. Und ich fragte: Was sehe ich, Herr? Greifen sie nach dir und greift du nach mir? Oder wer steht da neben dem Kreuz, heiter und lachend, während sie einem anderen auf Füße und Hände schlagen? Der Erlöser antwor-

tete: Der, den du heiter und lachend neben dem Kreuz stehen siehst, das ist der lebendige Jesus. Der, in dessen Hände und Füße sie Nägel schlugen, ist dagegen nur ein schwaches, sterbliches Abbild. Nach der Grund seiner Heiterkeit gefragt, antwortet der Erlöser: Der Erlöser entkam. Nun steht er schadenfroh dabei und sieht, dass die, die ihm Böses angetan haben, untereinander zerstritten sind. Daher lacht er über ihre Blindheit, denn er weiß, dass sie Blindgeborene sind.“

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Passage, zusammen mit all den anderen Papyri des Fundes, von den Klosterbrüdern des seligen Abtes Pachom vergraben worden, die in der Nähe ihre Unterkünfte hatte. Ein lachender Mönch ist verloren, hatte Pachom verfügt. Gleichwohl wurde diesen ersten Männern die frohe Botschaft von dem lachenden Christus vorgelesen, in der

Kirche und während des Essen, bis sie in die Erde kam, vorsichtshalber sozusagen, denn um 250 herum war bereits die Gesinnungsüberwachung der Catholica aktiv, mit behördlicher Unterstützung. Die von den Mönchen vergrabenen Schriften galten und gelten bis heute im amtlichen Christentum als häretisch, etikettiert mit dem Namen der so genannten Gnosis, die mit Vorsicht zu genießen sei, inklusive der Vorstellung, dass in der Religion gelacht werden darf.

Damit bin ich bei Michail Bachtin und seiner „Lachkultur“, die in der gegenwärtigen Literaturtheorie einen Platz in der ersten Reihe erhalten hat. Bachtin, gestorben 1975, verfasste sein Hauptwerk in der stalinistischen Sowjetunion. Das Buch durfte erst 1965 veröffentlicht werden, in Vierteljahrhundert nach seiner Fertigstellung, obwohl sein Gegenstand ein französischer Schriftsteller aus dem 16. Jahrhundert war, Francois Rabelais, gestorben 1553.

Atheistisches Gelächter

Lassen Sie mich einen Augenblick bei Rabelais verweilen. Er ist für mich ein Kollege, als katholischer Priester. Lucien Febvre hat zu Rabelais eine ausführliche Studie verfasst, die jetzt auch auf Deutsch zugänglich ist. Febvre, der 1956 starb, schrieb vor der Veröffentlichung von Bachtins Arbeit und befasste sich unter anderem mit den „losen Scherzen“ des Rabelais über das ewige Leben und andere heilige Gegenstände, vergaß dabei aber nicht auf die christliche Statur des Spottvogels und dessen Nähe zu Erasmus von Rotterdam.

Bis heute stehen Rabelais und Erasmus im Schatten Calvins und Loyolas, ihren Zeitgenossen, die eher humorlos waren und in erster Linie befähigt, vielen Menschen ihren Willen aufzuzwingen, über die Jahrhunderte hinweg. Rabelais, schrieb Calvin, habe ursprünglich am Evangelium Gefallen gefunden, sei jedoch später mit Blindheit geschlagen worden, wie seine Gesinnungsgenossen. Im gottlosen Gelächter solcher Leute sei der Atheismus zu hören.

Eine gefährliche Bemerkung. Calvin hat das Todesurteil über den spanischen Arzt und Theologen Miguel Serveto un-

terschrieben, der am 27. Oktober 1553 in Genf hingerichtet wurde. Im katholischen Paris hatte Calvin freilich nichts zu reden. Dafür war der Freund und Verleger von Rabelais, ein gewisser Etienne Dolet, wegen Verbreitung und Übersetzung häretischer Schriften bereits 1546 auf der Pariser Place Maubert verbrannt worden. Rabelais hatte das Glück im Kardinal Du Bellay einen hochmögenden Gönner zu finden, der ihn schlussendlich sogar mit zwei Pfarrpfründen versorgte.

Nun zu Bachtin. Er war von Leningrad in die Provinzstadt Saransk versetzt worden und wusste durchaus wie ungemütlich Sibirien werden kann. Gleichwohl nannte er das 16. Jahrhundert das Jahrhundert des Lachens, trotz der damals brennenden Scheiterhaufen. Ein einziges Mal in der Kulturgeschichte, meinte Bachtin, sei das Lachen aus dem Volk in die gehobene Literatur eingedrungen. Der „Decamerone“ verdanke sich dieser Tendenz ebenso wie der „Don Quijote“.

Rabelais, schrieb Bachtin, lässt uns das Geschrei auf den Märkten noch einmal hören, die Anpreisungen der Schaubudenbesitzer, der Quacksalber und Scharlatane. Rabelais sah sich die Gaukler an, fährt Bachtin fort, die Seiltänzer und Taschenspieler, er beobachtete ihre Possen, Kniffe, Bocksprünge und ihr geschliffenes Mundwerk. Er kannte den Lyoner Karneval, er beschrieb ein Volksfest, das der Kardinal Du Bellay 1549 in Rom ausrichtete, zur Geburt eines Sohnes Heinrich II. Zum Ausklang der Darbietungen wurde die Bevölkerung mit Würsten und Wein gelabt. Dementsprechend wichtig sind allgemeine Besäufnisse im Erzählwerk Rabelais, wobei Dionysos und Christus einander sehr nahe kommen könnten, etwa im scherzhaften Verweis auf den unbändigen Durst des Erlösers, der noch am Kreuz einen kräftigen Schluck tun wollte. In den Schriften von Rabelais stieß Bachtin auf gezählte 303 Kraftausdrücke für das Manneswerkzeug in guter und schlechter Verfassung, auf die Aufzählung von 138 leckeren Speisen, auf Litaneien von Schimpfnamen und Flüchen, Listen von Termini aus den Bereichen der Folter und der öffentlichen Auspeitschung,

■ Ein lachender Mönch ist verloren, hatte Pachom verfügt.

■ Von derber Ausgelassenheit findet sich im gegenwärtigen Kulturbetrieb kaum eine Spur.

Verzeichnisse von Waffengattungen, mundartliche Varianten für die Benennung der Verdauungstätigkeit und Harnabsonderung, ironisch durchwirkt von Verweisen auf die medizinische Fachliteratur.

Aufbruch im ORF

Wie Rabelais entdeckte Bachtin im Ordinären eine reiche Quelle für die menschlichen Umgangsformen mit der Gewalttätigkeit und dem Geschlechtsleben. Es ist dies ein heikler Punkt, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Als ich im Radio vor fünf Jahren erzählte, ein seelisch behinderter Bekannter habe mir brieflich seinen Wunsch verraten, die Muttergottes im Himmel einmal – pardon – ficken zu dürfen, war ziemlich viel los. Unter anderem erging an den ORF ein Bescheid des Bundeskommunikationssenates, in dem es hieß: „Der in vulgärer Sprache vorgetragene Wunsch eines anonymen Briefschreibers nach Geschlechtsverkehr mit der Gottesmutter Maria entsprach nicht dem für alle Sendungen des ORF geltenden Gebot, die Grundrechte anderer zu achten“ (GZ 611.927/0006-BKS/2004). So bestätigte sich wieder einmal die Beobachtung Bachtins, dass die herrschende Wahrheit nicht lachen kann. Nur einmal im Jahr, so Bachtin, sei es einstmals erlaubt gewesen, ohne Angst und ohne Andacht auf die Welt zu schauen. Für einen gelegentlichen Theaterbesucher wie mich hat sich diesbezüglich wenig verändert, nicht einmal während der Wiener Festwochen. Von derber Ausgelassenheit findet sich im gegenwärtigen Kulturbetrieb kaum eine Spur.

Auf den ersten Blick fügt sich der lachende Christus der koptischen Petrus-Apokalypse, um meinen Faden wieder aufzunehmen, nicht ohne weiteres in das jahrtausendealte Karnevalstreiben, dem Bachtin seine Aufmerksamkeit schenkte. Nicht im Scherz wurde die Geschichte vom schadenfrohen Heiland zum Besten gegeben, sondern in esoterischen Christenklubs. Sie sind mit einem Ameisenhaufen verglichen worden, wegen des Durcheinanders für das beobachtende Auge heutiger Literaturwissenschaft. Als sicher darf gelten, dass die

Rechtgläubigkeit in der frühen Christenheit lange Zeit eher nicht festgelegt war, sondern als Gegenstand heftiger Streitereien aufzufassen ist. Es ging dabei um die prinzipielle Frage, ob die Heiterkeit des Gemüts erlöster Menschen mit familienfreundlichen Einstellungen vereinbar sei.

Praktikanten der Narrenheiligkeit

Das syrische „Buch der Stufen“ beispielsweise war an Mönche gerichtet. Der anonyme Verfasser mag in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts gelebt haben. Seine Einstellung zum Liebesleben wirkt vergleichsweise entspannt. Er erzählte die Geschichte von einem Mönch, der einen Mitbruder beim zärtlichen Umgang mit einem Knaben beobachtete und meinte, wenn Gott, der die beiden geschaffen hat, sie nicht auf der Stelle mit Feuer verbrennt, wer bin ich dann, der sie tadeln sollte.

Im „Buch der Stufen“ wird ein sonderbares Lebensprogramm aufgespannt, mit folgenden Worten: Wenn du einen verwarlosten Typen siehst, heruntergekommen, ohne Obdach, ohne Familie, angewiesen aufs Betteln, nicht ganz richtig im Kopf, dann sprich, so will ich leben.

Das Zentrum solcher Selbstverleugnung ist im antiken Edessa (heute: Urfa, Türkei) zu suchen. Edessa war eine Zeit lang wichtiger als Rom, denn das wunderwirkende Porträt Christi, das sogenannte Mandilion, wurde in der Basilika von Edessa aufbewahrt und galt als prominentes Wallfahrtsziel. Berühmte Theologen wie Ephraim der Syrer wirkten in Edessa, und dort war auch Symeon Salos auf die Welt gekommen, der berühmteste Praktikant der Narrenheiligkeit. Dieser Mann hat konsequent den Verrückten gespielt und nebenbei Kranke geheilt, was seinen Ruf begründete. Einer seiner Nachahmer, ein gewisser Andreas Salos aus Konstantinopel, soll Tränen gelacht haben, als er seinem besten Freund erzählte, wie es ihm gelungen sei als Mondsüchtiger aufzutreten.

Die theologische Begründung für die Narrenheiligkeit ist in den Schriften des Bischofs Theodoretos von Kyros, gestor-

ben um 460, nachzulesen. Gott liebe das Verblüffende der Erscheinung, befand Theodoretos, denn der ganze Kosmos verdanke sich der göttlichen Einbildungskraft (*phantasia*). Deshalb finde vor Gott jedes ungenierte Schauspiel Gefallen. Schließlich habe Gott dem Propheten Jesaja befohlen, nackt auf die Straße zu gehen, und dem Hosea, sich eine Hure zur Gattin zu nehmen. Dem Ezechiel habe Gott geraten, durch eine ungewöhnliche Haartracht auf sich aufmerksam zu machen. Skandalöses und bizarres Verhalten, so Theodoretos, stünden bei Gott in hohem Ansehen.

Suggeriert wird damit ein bühnenreifes Arrangement, das in dem Rollentausch Gottes durch seine Menschwerdung dramaturgisch vorbereitet ist. Er, dem die Gottesgestalt eigen war, formulierte bereits Sankt Paulus, verwandelte sich ins Menschliche, bin in den Tod hinein. Und die Welt hat ihn nicht erkannt, pointiert der Prolog des Johannesevangeliums.

„Jesus“ in der Heilanstalt

Ich bin Gott und sonst Niemand auf der Welt. Dieser starke Satz steht in einem Schreiben, das mich 1972 erreichte, ein Jahr nach dem Erscheinen meines Buches „Jesus in schlechter Gesellschaft“. Der vierseitige, mit Hand geschriebene Brief kam aus dem Bezirkskrankenhaus Haar bei München. Beigeheftet war eine Visitenkarte mit der Aufschrift:

„Jesus Christus i. R. (Wiedergeburt)
F. H. A. Dillitzer
Kunstmaler-Schriftsteller u. Ingenieur
München“

Das Bezirkskrankenhaus Haar dient als Nervenheilanstalt. Auf meine Anfrage teilte mir der behandelnde Arzt des Briefschreibers mit, es handle sich um einen sehr produktiven, ja geistreichen Mann, der sich für Christus und Gottvater hält. Solch religiöser Größenwahn sei nicht eben selten. Auf der Station des Briefschreibers befände sich noch ein weiterer Patient, der sich ebenfalls für Christus halte, aber ein stillerer Typ sei. Die beiden kämen sich nicht ins Gehege.

Theologisch besteht keinerlei Einwand gegen die Lektüre des Briefs aus Haar als Privatoffenbarung. Sie lautet: Ich bin Gott und sonst Niemand auf der Welt. Ich habe Alles geschaffen, Alle leben durch mich, aber man lässt mich nicht mitessen an dem Kuchen, den ich gebacken habe. Man schweigt mich tot. Ich erhalte ganze fünf DM in der Woche für Schreibarbeit, aber meine Arbeit als Erlöser wird nicht honoriert. Alles Andere kannst Du von meinem zweiten Stellvertreter neben dem Papst erfahren. Siegfried Kessler, Bremen, Hauptpostlagernd.

Das ist über 30 Jahre her, und gelegentlich mache ich mir immer noch Vorwürfe, dass ich damals den Brief nicht beantwortet und auch die erbetenen hundert Mark nicht geschickt habe. Ich tröste mich mit dem Gedanken, dass Gott erfahrungsgemäß Probleme damit hat, sich den Menschen verständlich zu machen. Das ist in den Akten des Vierten Laterankonzils vom Jahr 1215 festgehalten, in denen zu lesen ist, dass zwischen Gott und Mensch keine Ähnlichkeit (*similitudo*) bestünde, die nicht durch eine größere Unähnlichkeit (*dissimilitudo*) aufgehoben werde.

Goldene Worte. Die französische Philosophin Simone Weil, gestorben 1943, hat angeregt, das Verhältnis zwischen Gott und der Menschheit mit einem Liebespaar zu vergleichen, das einem Irrtum über den Ort des Stelldicheins erlegen ist. Beide haben sich rechtzeitig eingefunden, an verschiedenen Orten, und sie warten, warten, warten.

Weil war weit davon entfernt, dieses Szenario komisch zu finden. Sie schrieb vor der Auffindung der Koptischen Petrus-Apokalypse mit ihrem lachenden Christus. Mittlerweile sollte es erlaubt sein, wenigstens einmal im Jahr ohne Angst und ohne Andacht auf die Welt zu schauen.

Die Vorträge von Alfred Kirchmayr, Kurt Sindermann und Adolf Holl fanden im Rahmen der KAVÖ-Sommertagung 2009 im Bildungshaus Tainach statt. Mit freundlicher Unterstützung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, den Osthilfefonds der Diözese Linz und das Bankhaus Schelhammer und Schattera.

■ Skandalöses und bizarres Verhalten, so Theodoretos, stünden bei Gott in hohem Ansehen.